Zeitschrift: Beiträge zur Geschichte Nidwaldens
Herausgeber: Historischer Verein Nidwalden
Band: 39 (1980)

Artikel: Schwester Delfine von Stans
Autor: Hugger, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-698267

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PAUL HUGGER

Schwester Delfine von Stans

Zur Sinndeutung von Besessenheit und anderer paranormaler religiöser Phänomene aus einer besondern geschichtlichen Situation

SCHWESTER DELFINE VON STANS

Bis in die jüngste Vergangenheit begegnete der «aufgeklärte» Zeitgenosse paranormalen Erscheinungen im religiösen Bereich mit Schulterzucken oder geringschätzigem Lächeln. Diese wirken mit ihren oft fremdartigen, bizarren Äusserungen, besonders aus geschichtlicher Distanz, vielfach naiv auf uns. Man hat solche Vorgänge als Anschauungen und Praktiken der geistig Armen und Zurückgebliebenen bezeichnet, als Relikte einer Volksfrömmigkeit, die stärker in paganer Verworrenheit als in christlicher Glaubensklarheit wurzelten. In den letzten Jahren hat sich, vor allem von Seiten der Pastoraltheologen, ein Wandel angebahnt. Die «Wiederentdeckung der Volksreligiösität» [1] bringt auch ein neues Interesse für jene Phänomene im Grenzbereich unseres Wissens und Erkennens, die wir als paranormal umschreiben.

Auf den folgenden Seiten wird der Versuch unternommen, bestimmte religiöse Vorfälle im Nidwalden des 19. Jahrhunderts aus einem grössern Zusammenhang heraus zu analysieren, ihnen bei allem Abstrusen, das ihnen anhaften mag, Bedeutung und Funktion im sozio-psychischen Leben der Gemeinschaft zuzuerkennen. Es ist der Versuch, diese Vorgänge über das Niveau des nur Anekdotischen und des «fait divers» herauszuheben, sie so im eigentlichen Sinne «ernst» zu nehmen. Dabei geht es über das lokale Geschehen hinaus um die grundsätzliche Frage, inwieweit sich im psychischen Leben eines Volkes, vor allem in den religiösen Äusserungen, typische Reaktionen feststellen lassen, die sich fast gesetzmässig einstellen, wenn sich bestimmte äussere Konstellationen ergeben. Treten dabei traditionelle Vorstellungs- und Verhaltensmuster auf? Die Problemstellung liegt im schwierigen Grenzbereich zwischen Geschichte, Religionspsychologie, Soziologie und Volkskunde. Da diese Thematik von der Forschung in der Schweiz bisher wenig aufgegriffen wurde und das Beobachtungsfeld beschränkt ist, werden meine Folgerungen naturgemäss hypothetischen Charakter haben. Das Ziel der Untersuchung wäre erreicht, wenn sie aufzeigen würde, in welcher Richtung eine religiöse Volkskunde bei uns arbeiten könnte. Dabei wäre interdisziplinäre Zusammenarbeit unerlässlich.

[1] So der Titel eines Sammelbandes, auf den weiter unten noch einzugehen ist.

Versetzen wir uns in die 40er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück, und zwar nach Nidwalden! Wir schreiben den 6. Dezember 1847. Wenige Tage zuvor, am 23. November, haben die Sonderbundskantone bei Gislikon eine entscheidende Niederlage erlitten. Der Zusammenbruch ist nicht aufzuhalten. Schlag auf Schlag folgen die Kapitulationen: Luzern am 24. November, Ob- und Nidwalden am 25., Schwyz am 26., Uri am 28. und das Wallis am 29. November. Der siebenörtige Kriegsrat ist geflohen, das Debakel allgemein. Damit beginnt das lange Trauma, welches die demütigende Niederlage in der katholischen Bevölkerung der Innerschweiz hinterlassen sollte.

Am erwähnten 6. Dezember, also mitten in den Tagen der Unrast und Ungewissheit, zeigen sich bei einer jungen Stanser Klosterfrau, Schwester Delfine Trachsler, erste abnorme psychische Erscheinungen, die in der Folge grosses Aufsehen erregen. Wir wissen von diesen Vorfällen dank einer Reihe zeitgenössischer Publikationen, allen voran der Rechtfertigungsschrift des Kapuzinerpaters Anicet Regli, der den Exorzismus durchführte: «Geschichtliche Darstellung der ausserordentlichen Ereignisse mit der ehrw. Schwester M. Delfine Augustine zu St. Klara in Stans im Jahre 1848.» Die 166 engbeschriebenen Seiten, deren Redaktion am 11. Oktober 1848 in Schwyz abgeschlossen wurde, liegen nur als Manuskript, aber in verschiedenen Abschriften vor. Sie waren offensichtlich für den Druck bestimmt, den aber die kirchliche Oberbehörde zu verhindern wusste [2]. Sodann berichtete der junge Nidwaldner Walter Zelger, der spätere Arzt und Landammann in seinem Tagebuch über die Vorfälle im nahen Kloster. Dieses Dokument, das wichtig ist für die Kenntnis der lokalen Vorfälle rund um die Sonderbundskrise, wurde 1902 zum ersten Mal veröffentlicht, ohne Erlaubnis der Erben und unvollständig [3]; es liegt nun aber in einer sorgfältigen Edition vor [4]. Weiter gibt es eine Reihe zeitgenössischer Gutachten, Streitschriften und Pamphlete. Von den neueren Darstellungen ist zuerst Pater Laurentius Casutt zu nennen. Er hat 1945 den Fall wieder aus der Vergessenheit hervorgeholt und ihn mit einem andern Geschehnis in Parallele gesetzt, das sich fast gleichzeitig in der Innerschweiz ereignete und das er für einen Betrug hält [5]. Casutts Arbeit ist apologetisch gefärbt. Der Kapuzinerpater ergreift für seinen Mitbruder Partei, den er ab-

[2] Ungeklärt ist die Autorschaft einer anonymen Darstellung: Erledigung der ehrw. Klosterfrau Maria Augusta Delphina zu Stanz den 28. März 1848 durch P. Anizet Guardian zu Stanz. Nach einem Original-Manuskript getreu abgedruckt. o. Jahr und Druckort.

[3] Aus dem Tagebuch eines konservativen Nidwaldners. Angefangen gegen Ende des verhängnisvollen Jahres 1847. Altdorf 1902.

[4] Journal interessanter und uninteressanter Tagesneuigkeiten 1847—1850. Beiträge zur Geschichte Nidwaldens. Hg. vom Historischen Verein von Nidwalden. Heft 32/33. Stans 1970.

[5] Laurentius Casutt, Der «Städelin-Handel» und die Teufelsbeschwörung in Stans. St. Fidelis 32/33 (1945/46) S. 136 ff.

schliessend einen «herrlichen Mann» nennt. Sie ist aber wertvoll durch die vielen Einzelheiten, die darin mitgeteilt werden.

Vor allem aber hat sich der Psychiater Jakob Wyrsch, selbst aus Stans stammend, des Falls angenommen [6]. Er bewertet den Exorzismus hauptsächlich von der Person Anicets her und stellt die heilsame, reifende Wirkung heraus, die das Beschwörungsritual auf den Exorzisten ausübte. Wyrsch's Interesse an den Stanser Vorfällen ist so in erster Linie individualpsychologisch. Mein Blickpunkt wird ein anderer sein: die Einbettung der Ereignisse in einen sozio-psychischen Zusammenhang. Damit gehe ich bei der Interpretation andere Wege. In der Darstellung des äussern Ablaufs folge ich Wyrsch gerne; standen ihm doch Dokumente aus Familienbesitz zur Verfügung. Zudem hatte er die Möglichkeit, Personen, die Schwester Delfine noch gekannt hatten, zu befragen. Es sei festgehalten, dass uns hier nicht der Echtheitsgehalt solcher paranormaler Erfahrungen und Phänomene beschäftigt, sondern allein die Funktion, die sie im Leben einer Bevölkerung haben können.

Zunächst geht es um das *Erzählen*. Stellen wir die beiden *Hauptakteure* vor.

Schwester Delfine Augustine Trachsler war 21 jährig, als die abnormen Erscheinungen bei ihr auftraten. Geboren 1826 in Buochs, entstammte sie einer angesehenen Familie, die einige Generationen früher in Nidwalden eingewandert war. Besonders der Urgrossvater hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle im Land gespielt und höchste Ämter bekleidet. Auf eigene Kosten liess er für den Stand Nidwalden ein neues Kornhaus bauen, offenbar auch aus einem gewissen Hang zur Grossartigkeit heraus. Delfine trat jung ins Kloster ein. Am 10. August 1847 legte sie ihr Ordensgelübde ab. Wenig später begannen die abnormen Vorfälle. Im Kloster galt Delfine als «immer heiter, froh und gesund». Wyrsch gibt ferner an, dass ihre Nichte, die 1966 noch lebte, sie als «lieb und anhänglich» in Erinnerung hatte. Sie sei das gewesen, «was man volkstümlich ein einfaches Gemüt nennt». Delfine starb mit 68 Jahren am 30. August 1894. Über ihre innern und äussern Lebensumstände sind wir sonst wenig unterrichtet.

Besser fassbar ist die zweite Hauptperson: Pater Anicet Regli. Am 11. Juni 1810 in Andermatt geboren, war er nach Wyrsch ein «Mann von weitem Blick und von Überlegenheit». Er stützt dieses Urteil mit dem Hinweis, dass Regli schon jung Quardian des Kapuzinerklosters Stans und in der Folge dreimal Provinzial wurde (1857, 1863 und 1869). Anicet war offensichtlich ein eifriger Verfechter der Sonderbundssache und nahm als Feldpater (neben andern Kapuzinern [7]) an den militärischen Operationen teil. Nach der Nieder-

[6] Ein öffentlicher Exorzismus in der Schweiz 1848: Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie 14. 1966. S. 328 ff. Das Thema wurde von Wyrsch nochmals aufgegriffen (allerdings ohne wesentlich neue Erkenntnisse) in: Der Geschichtsforscher und die Psychologie. Der Geschichtsfreund 132 (1979) S. 91 ff.

[7] Wie etwa Pater Verekund, der bei Meierskappel eine Rolle spielte. Erwin Bucher, Die Geschichte des Sonderbundskrieges. Zürich 1966. S. 365.

lage von Gislikon floh er zunächst nach Andermatt, kehrte aber nach einigen Tagen in sein Kloster nach Stans zurück, das auch die Clarissen, die Franziskanerinnen am Ort, geistlich betreute. Anicet starb am 24. Mai 1874.

Ich habe oben seine Rechtfertigungsschrift erwähnt. Sie ist von hohem Interesse, auch wenn sie einseitig den Standpunkt des angefeindeten Exorzisten wiedergibt. Wir sind auf sie verwiesen, wenn wir die Entwicklung der Vorgänge innerhalb der Klostermauern verfolgen wollen.

Kaum war nämlich Pater Anicet zurückgekehrt, da wurde er ins Frauenkloster beschieden. Er möge der erkrankten Schwester Delfine, deren Beichtvater er seit zwei Jahren war, geistliche Tröstung bringen. Er sei der Aufforderung nur ungern und erst nach einigen Tagen gefolgt, schreibt er, weil er selber in gedrückter Stimmung gewesen sei und zudem gegen die Schwester eine «unerklärliche Abgeneigtheit» empfunden habe. «Sie schien mir immer zu einfältig, zu ungebildet u. bigottisch.» Anicet fand die Nonne, wie es ihm schien, schwer erkrankt vor, sie litt an periodischen Krämpfen, die jeweils in Wutanfälle übergingen. Dazu kamen Appetitlosigkeit, Verstopfung und ein alles durchdringender übler Mundgeruch. Der Klosterarzt hatte die Krankheit als Hysterie in erhöhtem Grad erklärt. Nachdem die eingeleitete medizinische Behandlung nichts nützte, wurde ein zweiter Arzt aus Luzern zugezogen, der die Erkrankung bedenklicher fand und eine Unterleibsentzündung befürchtete. Schliesslich diagnostizierte er ein Nervenleiden. Er verordnete beruhigende Mittel und Blutegel am Kopfe. Es trat rasch eine Besserung ein. Nach einigen Tagen konnte Delfine wieder ihrer Beschäftigung nachgehen. Die Mitschwestern führten die Heilung aber nicht auf ärztliche Kunst zurück, sondern auf die Segnung der Kranken durch einen frommen Priester. Es sei, so argwöhnten sie, bei diesem Leiden nicht mit rechten Dingen zugegangen. Anicet erteilte darauf, immer nach seinen Aussagen, den Schwestern eine scharfe Rüge, das sei Aberglaube, und da er ihre Hartnäckigkeit sah, erklärte er, er werde fortan das Kloster nur noch an Beichttagen betreten. Denn damals habe er noch Geschichten von Teufelsspuk u.ä. für Fabeln und Märchen gehalten. Für uns aber wird aus dieser Schilderung zum ersten Mal der suggestive Einfluss fassbar, den die Mitschwestern und die Umgebung allgemein auf Delfine ausgeübt haben müssen.

Weihnachten kam, Neujahr, es herrschte Ruhe. Am 10. Januar aber rief man Anicet erneut ins Kloster, und nochmals am 17. Der Anlass waren Spukphänomene. Bei ihrer Rückkehr in die Zelle fand Schwester Delfine jeweils eine schlimme Unordnung vor. Anicet liess sich nicht beirren. Er dachte jetzt aber an Betrug. Vor allem am 17. Januar, als er Delfine wie bewusstlos im Zimmer fand, dessen Scheiben eingeschlagen waren. Er tadelte denn auch etwas später Delfine in Anwesenheit der Mitschwestern und warf ihr Betrug vor. «Die Anwesenden stutzten u. sahen mich verwundert an, Delfine schien mich anfangs nicht recht zu verstehen; allmählich erröthete sie, schwieg u. weinte. Ich ließ nun die übrigen aus dem Zimmer tretten, blickte Delfine mit kalter, verächtlicher Miene und funkelnden Augen an u. herrschte ihr ent-

gegen: ‚Sie sind eine Verächtliche, Verabscheuenswürdige, daß Sie glauben, mit einem solchen Spektakel das gesammte Kloster und mich betrügen zu können.' Entsetzen zeigte sich zuerst auf ihrem zur Erde sich neigenden Antlitz; dann quoll ein Thränenstrom über ihre Wangen, sie blickte mit unnachahmlicher Wehmut zum Himmel u. ergoß ihren Schmerz in die Worte: ‚Ich würde, wenn ich das gethan, nicht mehr glauben selig zu werden. Lieber Vater! Können Sie denn auch glauben, daß ich zum Betruge fähig sey? Ach ich Arme! in meinem Unglück habe ich niemanden mehr als' — u. ihre Stimme ward vom herabstürzenden Thränenquell u. dem aufsteigenden Schmerzgefühle verschlungen und erstickt.» [8]

Anicet, nun selbst betroffen und unschlüssig, veranlasste einen Zellenwechsel. Fortan stand Delfine dauernd unter der Aufsicht von zwei älteren Schwestern. Am 28. Januar kam es wieder zu krampfhaften Anfällen, die so heftig waren, dass die Patientin mehrmals dröhnend zu Boden geworfen wurde und sich dann steif wie eine Eisenstange hin- und herwälzte. «Ihre Augen waren fest zugeschlossen, man bemerkte aber ganz deutlich ein kreisendes Rollen derselben unter den Augenliedern, ihre Wangen waren kirschbraun, Miene u. Antlitz entstellt u. verwüstet; ihre Lippen, sonst anmuthig, in eine breite Lage einem Frosche ähnlich verzogen, die Hände geballt, oft zu Klauen geformt in gräßlich zappelnder Bewegung.» [9]. Atmung und Puls waren unauffällig. Nachdem der Anfall längere Zeit gedauert hatte, erhob sich Delfine, als wenn nichts gewesen wäre. Die Anfälle wurden immer häufiger, und zwar konnten sie sich überall ereignen, in der Kirche, in der Zelle, bei der Arbeit, tagsüber und nachts. Dabei wurde die Schwester auch etwa die Treppe hinuntergeworfen, und wider Erwarten war nachher keine Verletzung festzustellen. Hie und da entschwand sie plötzlich den Bewacherinnen, und man fand sie in schwer zugänglichen Winkeln des Klosters wieder. Wohl würgte sie dann auch kuriose Dinge aus dem Mund: Hobelspäne, Sägemehl, Kieselsteine, rohe Zwiebeln usw. Durch den Krankensegen und das Auflegen geweihter Gegenstände kehrte jeweils das Bewusstsein wieder. Aber Delfine erinnerte sich kaum an das Vorgefallene. Sie sprach höchstens von einem schwarzen Mann, den sie gesehen habe. Kurz darauf sei sie von zwei Händen ergriffen und fortgetragen worden. Danach habe sie das Bewusstsein verloren.

Pater Anicet kam nach und nach der Gedanke an Besessenheit nicht mehr so befremdlich vor. Er holte sich beim päpstlichen Geschäftsträger in Luzern die Vollmacht zu einem Exorzismus und wallfahrtete nach Einsiedeln, wo Pater Athanasius als bekannter Exorzist wirkte. Am 19. Februar nahm Anicet einen ersten Teilversuch an der Kranken vor, mit Erfolg. Auf seinen Befehl hin fiel die Schwester in Trance und erwachte ebenso wieder aus dem Anfall. Mit der Zeit entstand ein eigentlicher Dialog zwischen dem Priester und dem Dämon. Doch beschlichen erneut Zweifel den Pater, und er zog nochmals zwei

[8] Zitiert nach Wyrsch, a.O. S. 336.
[9] wie Anm. 8.

Ärzte zu. Sie konnten jedenfalls mit ihrer Kunst nichts ausrichten, wohl aber Anicet mit seinen lateinischen Formeln. Der Dämon verlangte nach der Oberin und fünf weitern Schwestern, und nachdem sich die Ärzte entfernt hatten, hielt er jenen ihre Sünden und Fehler vor. Die Anfälle dauerten an. Auch der Novizenmeisterin gelang es nun, sie durch entsprechende Weisung zu stoppen. Darauf befielen Anicet erneute Zweifel. Handelte es sich bei Delfine vielleicht um eine Magnetisierte oder eine Somnambüle [10]? Als aber die Ärzte wieder nichts ausrichteten, ihm selbst es aber jedesmal gelang, den Bösen Geist zu einer Reaktion in Delfine zu zwingen, geriet für Anicet die Theorie des Magnetismus ins Wanken.

Am 4. März hielt man ein grosses ärztliches Consilium ab. Erneut versagte die medizinische Kunst; dafür waren die heiligen Formeln Anicets wirksam. Die Ärzte diagnostizierten Katalepsie und schlugen vor, Schwester Delfine zur besseren Beobachtung und Behandlung in ein Spital oder anderswohin zu verbringen. Die Nonnen lehnten das als Ausdruck des Misstrauens ab.

In der Folge sprach der angebliche Dämon während den Anfällen immer ausgiebiger. Unter Stöhnen war von den Höllenqualen die Rede. Delfine wurde beschuldigt, bei der letzten Generalbeichte drei Verfehlungen nicht bekannt zu haben, und auch Pater Anicet und der Oberin warf der Dämon Fehler vor, die über Jahre zurücklagen. Das beeindruckte den Kapuziner tief. Er schreibt: «Ach, so etwas hatte ich nie erwartet und wie hätte ich so etwas erwarten dürfen, wenn ich selbst Magnetiseur und die Person im innigsten Rapporte mit mir gestanden wäre; wie hätte sie Dinge, über die Decennien hinweggegangen und gleichsam aus meinem Gedächtnis verwischt waren, wie hätte sie Gedanken, Wünsche, Empfindungen, Begierden, Reden und Handlungen wieder auffrischen können, ohne Einwirken einer höheren Geistesmacht?» [11]

Das alles bewog Anicet, den Exorzismus auf den 28. März anzusetzen. Es liegt davon ein genaues Protokoll vor, und zwar in mehreren, leicht unterschiedlichen Fassungen, da verschiedene Anwesende mitschrieben [12]. Das erlaubt uns, das Verfahren bis in die Einzelheiten zu verfolgen. Dem Exorzismus wohnten rund 170 Personen bei, Geistliche, Ärzte, Amtsleute usw. Unter den Ärzten fehlten allerdings die Teilnehmer des früheren Consiliums. Zuerst gab Anicet in lateinischer Sprache, die Delfine nicht verstand, dem Dämon Anweisungen. Er möge den Körper der Nonne jeweils in einer bestimmten Weise oder Richtung bewegen. Auf die Frage, welcher Art die Besessenheit sei, antwortete der Geist, es handle sich um eine Infestation. Darauf ergab sich ein Zwiegespräch zwischen dem Exorzisten und dem Satan, wobei dieser, wenn oft auch ungern, auf die Fragen Anicets antworten musste.

[10] Wie viele Zeitgenossen war auch Anicet in der damaligen parapsychologischen Literatur einigermassen bewandert.

[11] Wyrsch, a.O. S. 339.

[12] Wiedergegeben in Franz Niderberger, Sagen und Gebräuche aus Unterwalden. Nachdruck 1978. Zürich. S. 903 ff.

Satan äusserte seine Abscheu über die Sünde, er sprach von der unvergleichlichen Schönheit Gottes. Die Menschen eilten durch die Sünde dem ewigen Verderben entgegen. Reden also, die man kaum von einem Teufel erwartet. Aber eben, er, Lucifer, werde von «dem ob ihm» gezwungen, solche Botschaften den Menschen zu überbringen. «Er gibt bekannt, wie die Menschen am besten zur Sünde verführt würden, die jungen durch die Liebe, die alten durch Anstiften zu Verkleinerung und Verleumdung; wo die Verführung am leichtesten sei, bei Lustbarkeiten, Tänzen, Schauspielen und Zusammenkünften; und warum er verführe, damit die Verführten so unglücklich wie er selber werden.»[13] Diese Aussagen enthalten kaum etwas Originelles. Sie entsprechen den gewohnten Ermahnungen des damaligen Klerus. Interessanter sind die Prophezeiungen, in die das Gespräch übergeht. Der Teufel sagt dem Vaterland Unglück voraus, wobei es sich um Pest, Hunger oder Krieg handeln könne. Man solle dagegen Bittgänge unternehmen, dreimal nach Sachseln und auch zu andern lokalen Heiligtümern. Wenn nicht genügend gebetet werde, komme Krieg und Leid über das Land. Schliesslich werde alles unter die Herrschaft eines Königs geraten. Und darauf werde die Religion wieder aufs schönste erblühen. Hier taucht das Motiv des Grossen Monarchen auf, das seit dem Ende der Antike in den europäischen Prophezeiungen eine Rolle spielt. Mit einer Mahnung an die Geistlichen, gegen die weltlichen Lustbarkeiten einzutreten, geht das Verhör zu Ende. Schlag 5 Uhr muss der Teufel aus der Jungfrau fahren. »Und sie stund auf und war gesund», heisst es im Protokoll.

Damit war der Exorzismus beendet, und es traten nachher keine nennenswerten Anfälle mehr auf. Zwar habe Delfine noch innere Anfechtungen durchzustehen gehabt. Auch erlebte sie im gleichen Jahr noch drei Visionen, gemäss der Vorhersage des Teufels. Doch Wyrsch meint: «Von da an wissen weder der Exorzist noch die Klostertradition, noch die Verwandten mehr etwas Besonderes und Auffälliges von Schwester Delfine zu berichten bis zu ihrem Tode 1894.»[14] Allerdings steht er dabei mit sich selber in Widerspruch, denn auch ihm ist nicht entgangen, was Walter Zelger in seinem Tagebuch zum 31. Mai 1849, also rund ein Jahr später, vermerkt. Danach war Zelgers Vater in seiner Eigenschaft als Klosterarzt zu Delfine gerufen worden. Hier der Wortlaut: «Nachdem er 2 andere kranken Klosterfrauen besucht, gieng er in die Krankenstube, wo er die Schwester Delphina mit einer anderen Klosterfrau antraf. Alle 3 sezten sich nieder u. Vater begann eben sein Kranken Examen als — statt einer Antwort — die Delphina knall u fall! vom Sessel auf den Boden stürzte. Vater ließ sie in ihre Zelle aufs Bett tragen, was die herbei gerufenen Schwestern mit der gleichgültigsten Miene von der Welt thaten. Die 3/4 Stunden, die der Vater bei ihr war, lag sie im gleichen Zustand.»[15] Offenbar gingen die kataleptischen Anfälle weiter, und man kann Delfine kaum als ge-

[13] Wyrsch, a.O. S. 339.
[14] a.O. S. 340.
[15] Zelger, a.O. S. 243.

heilt bezeichnen. Wyrsch lässt es bei seiner Deutung offen, ob es Besessenheit war oder nicht. Ihn kümmert vielmehr der innere Wandel Anicets.

Wie aber war *die Reaktion in der Öffentlichkeit?* Sie fiel sehr lebhaft aus. Da ist einmal die *publizistische Unrast* zu erwähnen, die der Fall auslöste. Streitschriften erschienen, Zeitungsartikel, Broschüren, die das Gebaren der Geistlichen in Stans und das Verhalten der Behörden verurteilten. In verschiedenen Blättern war von Volksbetrug und Skandal die Rede, von Jesuitengaukelei und ähnlichem. Solche Reaktionen meist negativer Art finden sich in dem von freisinnigen Luzerner Katholiken herausgegebenen «Schweizerboten», im «Eidgenosse von Luzern», der «Neuen Zürcher Zeitung», der «Appenzeller Zeitung». Sogar im fernen radikalen «Confédéré de Fribourg» war von den Stanser Vorfällen die Rede. Befürchtungen wurden laut, dass durch solche Ereignisse der religiöse Fanatismus Auftrieb erhalte.

Am 19. Mai 1848 erschien eine Broschüre des Luzerner Chorherrn Josef Burkard Leu (1808—1865) [16]. Der Verfasser geht als liberaler Theologe mit den Stanser Vorkommnissen und seinen Akteuren scharf ins Gericht. Er wirft ihnen absichtliche Täuschung vor, aus persönlichen und politisch-agitatorischen Gründen. Er weist Widersprüche im Verfahren und in den Aussagen des Teufels auf und spricht bei der kranken Schwester von einer Hysteria cataleptica [17].

Pamphletartig wurden die Ereignisse von Stans in einem anonymen Schauspiel in Szene gesetzt. Der unbekannte Autor macht die Beteiligten in derber und sarkastischer Weise lächerlich [18].

Den *kirchlichen Obern* kamen die Vorfälle sehr ungelegen. Vor allem der Bischof von Chur, Kaspar von Karl ab Hohenbalken, dem Nidwalden unterstand, war davon wenig angetan, verständlicherweise zu einem Zeitpunkt, wo viele kirchliche Institutionen, wie Klöster und Orden, in ihrer Existenz bedroht oder sonst schweren Anfeindungen ausgesetzt waren. Eine formelle Verurteilung des Vorgehens Anicets blieb zwar aus. Aber in mehreren Erlassen untersagte das bischöfliche Ordinariat sowohl die Verbreitung der Broschüre Anicets wie auch das Predigen über die Stanser Ereignisse und das Abhalten von Prozessionen in Zusammenhang damit. Der Bischof erachte die Sache als unreif, sie bedürfe weiterer Abklärung. Diese Weisungen wurden kaum eingehalten oder, besser gesagt, mit Geschick umgangen.

[16] Die Teufels-Beschwörung in Stans oder: Gutachten über die Broschüre: 'Erledigung der ehrw. Klosterfrau Maria, Augusta, Delphina, im Frauenkloster zu Stans den 28. März 1848 durch P. Anizet Regli, Guardian zu Stans. Nach einem Originalmanuscript getreu abgedruckt im Jahre 1848. Luzern 1848.

[17] Heftig greift Pater Marzoll Casutt in der erwähnten Schrift über den Städelin-Handel Leu an. Als einseitiger Parteigänger seines Ordensvorfahren nennt er den Chorherrn einen oberflächlichen Denker, «um von den moralischen Blössen zu schweigen». (S. 16).

[18] Erledigung der ehrwürdigen Klosterfrau Maria Auguste Delphine im Frauenkloster zu Stans. Schauspiel in zwei Akten. Einsiedeln 1848.

Damit sind wir *beim Widerhall und Nachleben des Exorzismus bei der Bevölkerung*. Naturgemäss hält es schwer, sich aus den wenigen amtlichen Erlassen und andern offiziellen Verlautbarungen sowie aus gelegentlichen Zeitungsartikeln ein Bild der Stimmung im Volk zu machen. Glücklicherweise besitzen wir das erwähnte Tagebuch von Walter Zelger, der in seinem muntern Plauderton auch vom Echo der Vorgänge im Kloster bei der Bevölkerung berichtet. Dabei ist er durchaus kein Freund der Hauptfiguren, vielmehr ein entschiedener Gegner des Verhaltens des Klerus, obwohl er während zwei Jahren Schüler Anicets gewesen war. Für ihn handelt es sich bei den Ereignissen einfach um Machenschaft und Betrug.

Die Vorfälle im Frauenkloster haben nach Zelger einen grossen Zulauf von Gläubigen ausgelöst, von Pilgern, die bei ihrer Wallfahrt auch den Heiligen Prosper in der Kirche des Klosters aufsuchen, wobei natürlich Schwester Delfine Hauptanziehungspunkt war. Dieses Wallen hatte schon vor dem Exorzismus eingesetzt, dann aber einen Höhepunkt erreicht. Es hielt nachher unvermindert an. Hatte doch der Teufel solche Bittgänge in grosser Zahl verordnet. Zelger schreibt am 18. Mai 1848: «Schon gestern am 17 ten war wegen der Sachsler-Wallfarth hier eine wahre Völkerwanderung zusehen. Aus allen Gemeinden sah man Colonnen frommer Pilger mit Parapluies u Rosenkränzen wohl versehen, gegen Sachseln sich in Bewegung setzen. Auf der andern Seite kamen viele hunderte v. Obwalden, weil am gleichen Tag ein Kreuzgang d. Pfarrei Sarnen u Schwändj hieher nach Rikenbach (man sagt allgemein ebenfalls wegen unserer Schwester Delphine) Platz fand. So kreuzen sich die Obwaldner- u die Nidwaldner Wallfarther, daß es im eigentlichen Sinn des Wortes e. Kreuzgang war — obwohl man ohne Kreuz u Fahne auszog.» [19]

Etwas später fährt er fort: «Heute abend's trat nach langem schönen aber etwas trokenen Wetter ein für die Natur sehr erquikender Regen ein, welcher die heimkehrenden Pilger, welche nicht etwa mit Regenschirm versehen waren — etwas molestirte. Gleichzeitig mit den Unsrigen langten die Obwaldner von Rikenbach hier im Dorfe an. Leztere giengen noch Alle en passant in's Frauenkloster, um in der Nähe derjenigen zu beten, welche weit u breit so viel Reden's u Laufen's macht u die zweifelsohne noch vor unserem sl. LandesVater Niclaus von der Flüe canonisirt werden wird. Den besten Schnitt machten am heutigen Tage die Wirthe sowohl in Sachseln als in hier: der Kronenwirth sagte, daß er einige 100 Obwaldner bewirthet habe; von Rikenbach schikte man gestern schon frühe d. Nachricht daß man dort Niemanden mehr übernachten könne. —

Die vielen Pilger, die man sonsten alle Tage v. Luzern, Obwalden u andern Orten her in's hiesige Frauenkloster kommen sieht, gewähren uns Stansern die frohe Aussicht, dass in unseren Mauern ein bleibendes, besuchtes u gnadenreiches Wallfarths-Ort im Entstehen begriffen ist.»

[19] a.O. S. 155.

Als Auftakt hatte am 7. Mai Pfarrhelfer Guot eine eigentliche «Teufelspredigt» gehalten: «Darin kündete er die vom Teufel als gottl. Ambassedeur angeordneten Wahlfarthen an, auf nächstens die Procession zum hl. Prosper im hiesigen Frauenkloster u nach Sachseln etc.» [20]

Auch aus andern Einträgen Zelgers erhalten wir den Eindruck einer grossen Mobilität der Bevölkerung auf Bittgängen und Wallfahrten und einer fast fieberhaften religiösen Aktivität. Die Bewegung wurde vom Klerus, oder wenigstens einem Teil davon, angefacht und unterstützt, später im klaren Widerspruch zu den Weisungen des Bischofs. Wieder zeigt sich, was eine Konstante der neueren Kirchengeschichte der Schweiz zu sein scheint: der niedere Klerus stand oft in stiller Opposition zur kirchlichen Hierarchie und solidarisierte sich mit den Aspirationen des gläubigen Volks auch dort, wo die kirchlichen Obern sich anders äusserten.

Es muss hier ein *Vorfall* herangezogen werden, den Wyrsch erstaunlicherweise gar nicht erwähnt, der aber unbedingt in das religiöse Klima jener Tage hineingehört. Die Kenntnis davon verdanken wir dem Tagebuch Zelgers. Am 1. Juni 1849 vermerkt er nämlich: «Der Teufels Spuk scheint wieder in unserem Ländchen erwachen zu wollen.

Eine Weibsperson in Buochs hat Visionen, in welchen sie in's Fegefeuer sieht, u. die Namen derjenigen anführt, welche sie dorten erblikt» [21].

Und später: «Die Sache ward für die Herren Geistlichen nicht ohne bedeutenden pecuniären Vortheil, denn die Leute, welche nach den Aussagen der Wunder Seherinn Verwandte im Fegfeuer haben zahlten theils freiwillig, theils vom Pfarrer aufgefordert, verschiedene Summen Geld zum Messe lesen» [22]. Es handelte sich bei dieser Geisterseherin um die 19jährige Josefa Wyrsch (gest. 1887). Sie war offenbar monatelang bettlägerig. Wann sich ihre Sehergabe zum ersten Mal manifestiert hatte, wissen wir nicht. Der Zuger Städelin-Handel mit seinem gerichtlichen Ausgang wird vermutlich dämpfend auf die Buochser Ereignisse gewirkt haben. «Allein wie es jetzt scheint», schreibt Zelger am 13. August, «hatten sie (gemeint sind die Buochser Geistlichen) die Sache unter der Hand fortgetrieben. Vertraute wurden fortwährend zu der Wunder Person u. ihren Prophezeiungen zugelassen, Verdächtige natürlich abgewiesen. In neueren Zeit gewann der Zulauf u. das Gerede wieder stark an Umfang Volk aus allen Gemeinden wallfarthete ins Haus des Pfarrhelfer Fuster in welchem die Jgfr Wyrsch in einem dunklen Zimmer in einem sauber aufgepuzten Bette immerfort zu sehen war» [23].

Einen besonderen Auftrieb erhielten diese Gänge durch die Vorhersage der Jungfrau Wyrsch, sie werde am 14. August, am Vortag von Maria Himmel-

[20] a.O. S. 150.
[21] a.O. S. 242.
[22] a.O. S. 249. Etwas später berichtet Zelger, es seien den Buochser Geistlichen bei dieser Gelegenheit angeblich 1000—1500 Gulden an Messgeldern zugeflossen. S. 261.
[23] a.O. S. 249.

fahrt sterben. Die Gerüchte jagten sich. Zelger notierte sie fleissig. Die Todesstunde sei um 1/23 Uhr nachmittags (wahrscheinlich in Anlehnung an Christi Todesstunde), man beginne um 1 Uhr in Buochs zu läuten. Die Verstorbene werde auf Befehl des Bischofs zwei Tage lang in der Kirche von Buochs öffentlich aufgebahrt [24].

Mit Spannung sah alles nach Buochs. Am Abend des 15. August notiert Zelger triumphierend: «Die Buochser Heilige ist also *nicht gestorben,* u. aus der Tragoedie ist eine erbärmliche Commedie geworden.» [25]

Zweimal schildert er die Szene im vermeintlichen Sterbehaus. Beide Versionen weichen nur gering voneinander ab, und beide tönen nach Tragikkomödie. Danach soll sich vor dem Haus, wo die junge Frau lag, viel neugieriges Volk eingefunden haben. Im Zimmer der Bettlägerigen selbst weilten Pfarrer, Ärzte und Amtsleute als Zeugen der zu erwartenden Ereignisse. Für den weiteren Verlauf wählen wir einen Bericht aus dem Nidwaldner Wochenblatt vom 25. August 1849: «Es hatte 12 Uhr geschlagen. Hr. Fuster stand am Sterbebette, bereitete sie zum Tode vor und richtete verschiedene Fragen an sie, welche sie durch einen Händedruck beantwortete. Unterdessen schlug es Eins. Aller Augen sind auf die Sterbende gerichtet; doch — die Kranke will nicht sterben, — es wird halb 2 — man stutzt — wechselt verlegene Blicke. «Lieber würde ich selber sterben, wenn sie nicht stirbt», seufzte jetzt ein Frommer auf. Auf einmal treten Symptome eines Brustkrampfes ein, schwächerer Puls, blässere Farbe, bewegter Atem. Die Verlegenheit schwindet, und schon jubelt die Menge: jetzt, Gott Lob und Dank! jetzt stirbt sie. — Ach! da wird wieder auf einmal der Athem leichter, die Röthe tritt in die verblichene Wange, sie erhebt sich langsam im Bette, trinkt Wasser, und — ist wieder genesen; — noch saß sie sprachlos da. Nur Hr. Fuster will sie jetzt gehört haben erzählen: Gott wäre ihr erschienen und hätte sie wählen lassen, jetzt oder später zu sterben; später würde sie jedoch noch zu größerer Ehre gelangen. Sie habe ihm darauf erwiedert: «Herr, dein Wille geschehe!» [26]

Darauf zerstreuten sich die Zuschauer, verlegen und enttäuscht.

Das sollte jedoch nicht die letzte Version des Vorgefallenen sein, wie weitere Einträge Zelgers in seinem Journal belegen, die ihn zugleich als Kenner des Volkes und seiner Mentalität erweisen: «Man sollte glauben, dieser so bestimmt angesagte u. unter bischoflicher Leitung angeordnete u dennoch so glänzend durchgefallene WunderCoup sollte nicht ohne heilsame Folgen

[24] Aus verschiedenen Schreiben des bischöflichen Kanzlers in Chur an den bischöflichen Kommissär in Nidwalden geht allerdings hervor, dass die kirchliche Obrigkeit den Vorgängen in Buochs kritisch gegenüberstand und jedes Aufsehen vermeiden wollte (Briefe vom 8. Juni, 5. und 13. August 49, frld. Hinweis von Staatsarchivar Dr. Hj. Achermann, Stans). Auch zeigt es sich, dass in dieser Hinsicht der Nidwaldner Klerus gespalten war. In einem Brief vom 16. August 49 äussert sich der Pfarrer von Beckenried, Dr. A. Ambauen, sehr aufgebracht über die Buochser Vorfälle.

[25] a.O. S. 251.

[26] Nr. 34. S. 135. Freundl. Hinweis von Staatsarchivar Dr. Hj. Achermann, Stans.

sein, u. der Leichtglaubigkeit unseres Volkes einen harten Stoß versetzen. Allein es wäre ein grosser Irrthum dieses anzunehmen u. zu hoffen» [27]. Denn am gleichen Abend entstand das Gerücht, die Jungfer Wyrsch sei tatsächlich gestorben, aber gleich wieder auferstanden. Zelger: «Einzelne heimkehrende Glaubige behaupteten steif u fest, die Wunderperson sei wirklich gestorben, aber nachher wieder zum Leben erwacht. Auch die Frau Doctor Spichtig soll sich in diesem Sinne auf dem Heimwege ereifert haben! Landeshauptmanns Töchtern, welche 'das' oder 'der Wunder' auch nach Buochs getrieben, verweilten dort im Hause des Herrn Jakob Durrer, u. bewunderten dort den Todtenschmuk, welcher von den frommen Stansertöchtern gerüstet war» [28]. Das Gerücht von Tod und Auferstehung hielt sich hartnäckig, und viele Gläubige waren davon überzeugt.

Nur kurz kann ich hier über den bereits erwähnten *«Städelin-Handel»* referieren, der sich fast gleichzeitig in Zug abspielte. Er weist viele Parallelen zu den Nidwaldner Vorfällen auf [29].

Am Palmsonntag 1847, also einige Monate bevor die Stanser Phänomene einsetzten, kam Marie Therese Städele nach Einsiedeln. Es sollte an ihr ein Exorzismus vorgenommen werden, da sie angeblich an Besessenheit litt. Die junge Frau stammte aus Bohlingen im Grossherzogtum Baden. Sie hatte eine Zeitlang ihr Glück als Schauspielerin in Karlsruhe versucht, war Dienstmädchen gewesen und schliesslich in ein religiöses Institut auf dem Steinerberg eingetreten, in dem ein seltsam rigides Klima herrschte. Bald zeigten sich bei Therese krankhafte Erscheinungen, vielleicht nicht zum ersten Mal. Sie litt an Krämpfen und Zuckungen. Diese wurden als Einfluss von Dämonen gedeutet, und so schickte der geistliche Leiter von Steinerberg, Vikar Rollfuss, sie zum oben erwähnten Exorzisten nach Einsiedeln. Therese behauptete, Erscheinungen von Drachen und Schlangen zu haben. Mehrmals sei sie die Stiege hinunter geworfen worden, ohne dass sich ein Urheber gezeigt hätte. Der Exorzismus musste wiederholt vorgenommen werden, offenbar ohne durchschlagenden Erfolg. Den Sommer über kehrte die Städele in ihre badische Heimat zurück. Unterdessen ging die «Teufelsgeschichte» in Stans über die Bühne, und alle Zeitungen sprachen davon. Im Sommer 48 taucht die Städele wieder in Einsiedeln auf. Sie ist in der Zwischenzeit mit einem Mönch brieflich in Kontakt geblieben. Jetzt verhält sie sich wie eine Besessene, ganz wie Delfine in Stans. Der Dämon, vom Pater Exorzisten zur Auskunft gezwungen, gibt ähnliche Antworten. Aber er sagt voraus, die junge Frau werde die Wundmale erhalten. Einzelne Mitbrüder des Klosters missbilligen das Getue um Therese, und so muss sie am 4. August Einsiedeln verlassen, und sie tritt eine Stelle als zweite Magd bei Pfarrer Röllin von Menzingen an. Dieser scheint

[27] a.O. S. 252.
[28] a.O. S. 253 f.
[29] Das Nachfolgende nach P. Laurentius Casutt, a.O. S. 136 ff.

ziemlich leichtgläubig auf die Angaben und das Verhalten der jungen Frau eingegangen zu sein. Sie hat auch hier Visionen, jetzt erscheint ihr Christus. Auf ihrer Stirne zeigen sich blutende Punkte, die sich alle vierzehn Tage wiederholen. Bald kommen die Donnerstags-Freitagsexstasen dazu, in denen sie angeblich die Passion Christi miterlebt. «Vom März 1849 an war sie an diesen Tagen bettlägerig. Um diese Zeit traten die Wundmale an den Händen auf; die Seiten- und Fusswunden werde sie erst nach Eintritt ins Kloster Gubel empfangen» [30]. Immer mehr Leute wohnten, auf Röllins Einladung hin, dem Passionsleiden bei. Er «pflegte den Anwesenden jeweilen den Sinn der merkwürdigen Zuckungen zu erklären und sprach mit der Ekstatischen. Die Zuschauer waren z. T. ergriffen». Im Mai 49 schritt die liberale Zuger Regierung ein. Nach einer Voruntersuchung wurde Therese verhaftet. Man verurteilte sie schliesslich als Betrügerin: Ausstellung auf der Schandbank, Rutenstreiche, Zuchthaus und anschliessende Landesverweisung. Therese Städele nahm ein schlimmes Ende. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis war sie Kellnerin, hatte mehrere aussereheliche Schwangerschaften, verübte Diebstähle usw. Ob es sich damals um einen bewussten Betrug gehandelt hatte, kann ich nicht entscheiden; auch der Psychiater Wyrsch lässt die Frage offen [31].

Naturgemäss fand der Städele Handel ebenfalls einen grossen Widerhall in der Presse.

Es ist Zeit, *zusammenzufassen* und *zu interpretieren.* Wir haben in der katholischen Innerschweiz fast gleichzeitig drei mehr oder weniger spektakuläre Fälle von paranormalen religiösen Phänomenen, die bei der Bevölkerung ein grosses Echo finden. Ich möchte zeigen, dass sich diese Häufung in einem engen örtlichen und zeitlichen Bereich aus einem besonderen politischen und sozialpsychischen Klima heraus erklärt, dass vor allem der grosse Widerhall bei der Bevölkerung nur aus diesem Kontext heraus verständlich wird.

Um das zu erhellen, muss ich auf die *Stimmung* eingehen, wie sie in den Fünf Orten *vor dem Sonderbundskrieg* herrschte. Sie war durch eine völlige Verkennung der wirklichen Machtverhältnisse gekennzeichnet: «Die erfolgreiche Abwehr der Freischarenzüge hatte einen Mythos der eigenen Unbesiegbarkeit erzeugt», schreibt Victor Conzemius in seiner Segesser Biographie [32]. Und weiter: «Religiöse Propaganda, in nationalpatriotischer Verbrämung mit den Heldentaten der Urschweizer, steigerte ihn zum Fanatismus und führte zum Verkennen der Wirklichkeit. So verbreitete sich z.B. das Gerücht, dass zum Zeichen des Sieges das Kreuz und die Heilige Jungfrau erschienen seien.» Zelger berichtet, der Frühmesser von Stans habe gesagt, die Feinde würden

[30] Casutt, a.O. S. 142.

[31] Maximilian Perty, Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig und Heidelberg 1877, erwähnt S. 262 den Fall Städele, lässt aber ebenfalls offen, ob es sich «durchaus» um Betrug handelte.

[32] Philipp Anton von Segesser 1817—1888. Demokrat zwischen den Fronten. Zürich-Einsiedeln — Köln 1977. S. 29.

gebannt und keine feindliche Kugel könne treffen. Am 14. November, während den Kampfhandlungen, notiert er: «Unter dem Volke sei der Wunder-Glaube dass keine feindliche Kugel bei den Unsrigen angehe, aufs Neue bestärkt, weil keiner von unserem Bataillon im Felde weder verwundet noch getödtet worden sei. Es habe auch einen Scharfschützen von Büren eine Kugel ans Bein getroffen u. sei demselben ohne Schaden in den Stiefel gefallen.» [33] Anderseits wurde den Leuten weisgemacht, es gehe um den Bestand der katholischen Religion, überhaupt um die Erhaltung grundlegender Freiheiten. So entstand ein Klima, das Conzemius zu Recht als «irrational-apokalyptisch» bezeichnet, was von der Forschung vielleicht zu wenig beachtet worden sei [34].

Dieser Geist war die Frucht einer jahrelangen, sich steigernden Propaganda. Daran hatte vor allem auch der Klerus Anteil. Nach den Siegen über die Freischarenzüge wurden Dankgottesdienste und Wallfahrten abgehalten. So pilgerten am 22. April 1845 gegen 4000 Luzerner unter der Führung des Ratsherrn Leu von Ebersoll nach Einsiedeln. Dort richtete P. Athanasius Tschopp (der später beim Städele-Handel beteiligt war) folgende Worte an die Beter: «Wir leben allerdings in einer Zeit des frechsten Unglaubens, aber auch in einer Zeit der Wunder (. . .) Das habt ihr, Geliebte! in der neuesten Zeit an euch selber erfahren. Die Gefahr war gross, aber auch die Hilfe herrlich und wunderbar. Es ist merkwürdig, wie einst zur Zeit, als die Türken das ganze Abendland zu verschlingen und alle Christen zu zernichten drohten, diese die herrlichsten Siege über jene gerade an den Festen der göttlichen Mutter, an welchen alle Gläubigen diese Helferin der Christen anflehten, erfochten; so geschah in jüngster Zeit in unserm Vaterlande. (. . . .)»

«Ich nannte die den Luzernern gewordene Hilfe von Gott eine erbetene. Man mag nun es bespotten, es deuten und erklären, wie man will: das ist Thatsache, dass sich das Volk des Kantons Luzern seit Jahren stets und mit grossem Eifer zum Gebete gewendet hat, in der festen Überzeugung, die dem vertrauensvollen Gebete gemachten Verheissungen werden sich auch an ihm bewähren; in der festen Überzeugung, seine religiöse und politische Freiheit und Unabhängigkeit stehe in solcher Gefahr, dass nur Gott dem gefährdeten Rechte den Segen und Sieg verleihen können.» [35]

Siegwart-Müller selbst hat diese Öffentlichkeitsarbeit, wie wir im heutigen Jargon sagen würden, so gekennzeichnet: «Die fortdauernden Rüstungen zu einem Vertheidigungskriege brachten ihnen (d.h. den katholischen Ständen) das Bewusstsein der Gefahr und die Überzeugung von der Nothwendigkeit der Vertheidigung bei. Durch die Behörden und die Geistlichkeit wurden die Völkerschaften in jenem Bewusstsein und in dieser Überzeugung bestärkt.

[33] a.O. S. 18. Nach einer entsprechenden Passage in einem Brief an seine Frau scheint sich der Oberkommandierende Johann Ulrich von Salis-Soglio zeitweise selbst für unverwundbar gehalten zu haben. Zitiert in Bucher, a.O. S. 253.

[34] a.O. S. 29.

[35] Constantin Siegwart-Müller, Der Kampf zwischen Recht und Gewalt. Ratsherr Joseph Leu von Ebersoll. Bd. 2. Altdorf 1863. S. 882 f.

Durch Beide wurde ihnen auch die Zuversicht, dass sie im Kampfe für ihr Recht siegen werden, eingeflösst, eine Zuversicht, welche nothwendig ist, wenn ganze Völkerschaften sich in einen ungleichen Kampf mit einem überlegenen Feinde einlassen sollen.»[36]

Man lese die Darstellung dieses Politikers und Zeugen der vordersten Szene, um einen Eindruck von der religiösen Unrast zu erhalten, in die das Volk der katholischen Stände bereits in den Monaten vor dem Waffengang geriet. Was da an Wallfahrten unternommen wurde, von den Freiburgern nach Belfaux, nach Bulle, den Schwyzern nach Einsiedeln, den Luzernern nach Hasle, Sachseln, Einsiedeln. Tausende beteiligten sich, an ihrer Spitze schritten oft die politischen Häupter. In den Predigten am Gnadenort wurden Töne angeschlagen, wie sie zu apokalyptischen Zeiten passen. «Können wir nicht als Freie leben, so wollen wir als Märtyrer sterben!», rief P. Gall Morel vor rund 12 000 Pilgern in Einsiedeln [37].

Alle habe die gleiche Zuversicht des Sieges erfüllt, versichert Siegwart-Müller [38], eine Ansicht, die auch andere zeitgenössische Autoren teilen [39]. Und dann kommt Siegwart-Müller auf Vorfälle zu reden, die den Volkskundler besonders interessieren, auf Erscheinungen, Weissagungen u.ä.:

«Es liefen Sagen von Wundererscheinungen und geheimen Offenbarungen in Menge unter dem gläubigen Volke herum. — Ein Mann von Eschenbach erzählte mir mit aller Umständlichkeit, wie er zu Nacht durch eine Stimme geweckt worden, auf den Ruf derselben aufgestanden und an das Fenster getreten sei, wie er Niemanden weder gehört noch gesehen, hingegen, da er seinen Blick zum Himmel erhoben, einen herrlichen Siegerkranz erblickt habe, welcher über Luzern geschwebt, sowie die drei Urschweizer vom Rigi her gegen Luzern in einem Lichtglanze gekommen seien. — Ein Anderer wollte Rats-

[36] a.O. Band 3. Altdorf 1866. S. 261.

[37] a.O. S. 331.

[38] a.O. S. 336

[39] «Es war wirklich ein hehrer, ein begeisternder Moment, als an der Landsgemeinde beim Rothen-Thurm, da während der Abstimmung plötzlich die Sonne mit vollem Glanz aus dunklen Wolken brach, Landammann Ab-Yberg ausrief: 'Volk von Schwyz, dort strahlt die Sonne von Morgarten!' — und zehntausend Stimmen jubelnd sie begrüssten.» Franz von Elgger, gewesener Chef des Generalstabes, Des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen Kampf gegen den Radikalismus vom 8. Dezember 1844 bis 24. November 1847 und mein Antheil an demselben. Schaffhausen 1850. S. 200.

«Da war eine allgemeine, tiefgehende, auf religiösen Motiven beruhende Begeisterung, bis in die entlegensten Hütten durch alle Stände und Alter. Alle Privatfeindschaften wurden vergessen, Tausende wallfahrteten betend zu den Gräbern der Heiligen, täglich empfingen Tausende die Sterbesakramente der katholischen Kirche; Ein Herz, Eine Seele, Ein Gefühl verband Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Greise und Jünglinge, wie in den Zeiten der Kreuzzüge zu Einem Gedanken, Alles zu wagen und zu dulden für die politische und religiöse Freiheit des Landes.» Beiträge zur Geschichte des innern Krieges in der Schweiz im November 1847, von einem Luzernischen Miliz-Offizier. Basel 1848. S. 15. (Ph. A. v. Segesser).

herrn Leu im Glanze der Verklärung über Luzern gesehen haben ... Man holte die alten Prophezeiungen von Thomas Wandeler wieder hervor, welcher von einer blutigen Schlacht auf dem Emmenfelde geweissagt haben sollte, nach welcher das Blut den Pferden bis an die Hufe gehen und die Hüte der Berner das Rothseelein bedecken würden. — Nicht nur im Kanton Luzern, sondern auch in den übrigen Kantonen, wollte man Weissagungen von dem Sieg der Katholiken, Erscheinungen und Offenbarungen gehabt haben, welche an demselben nicht zweifeln liessen.»

Umso erschütternder mussten die rasche und ruhmlose Niederlage, der völlige Zusammenbruch und die Flucht der Führer für die Beteiligten im katholischen Lager sein. Das lässt sich heute kaum mehr ermessen. Was war aus all den grossen Worten und Versprechungen geworden, wo war die in Aussicht gestellte Intervention des Himmels geblieben? Selbst der Vorsitzende des Kriegsrates, Siegwart-Müller, dem die Gründe der Niederlage einsichtiger sein mussten, zeigt noch nach Jahren völliges Unverständnis. Daran kann man ermessen, was die Katastrophe für den gemeinen Mann bedeuten musste. Siegwart-Müller schreibt: «Die Schwäche des katholischen Heeres, die Nichtübereinstimmung seiner Feldherren, die Unentschiedenheit der Führer waren für alle diese keine hinreichenden Gründe der Erklärung für jene Niederlage und Unterjochung. Denn in der Schweiz war es gleichsam hergekommen, dass das kleine Heer grosse Heere besiegte; man konnte nicht glauben, dass die bis in den Tod getreuen und zu allen Opfern entschlossenen Völkerschaften die Fehler ihrer Feldherrn und Führer tragen müßten; man widerlegte alle Berechnungen mit der auf Erfahrung gestützten Behauptung: Gott sei auf der Seite der Katholiken, das habe er zu Trient, auf dem Mühlenplatze zu Luzern, zu Littau und Malters, zu Freiburg bewiesen; man war unerschütterlich in der Zuversicht, Gott werde das Unrecht, welches die Radikalen an den Klöstern, an den katholischen Gütern und Priestern, den Meineid, welchen sie am Bunde, die Bosheit, welche sie gegen Luzern und den von der Kirche gutgeheissenen Orden der Gesellschaft Jesu, den Mord, welchen sie an dem gottesfürchtigen Leu, die Ruchlosigkeiten, welche sie an der Ehre, der Freiheit und an den Gütern so vieler Ehrenmänner begangen, durch eine Demüthigung und Niederlage züchtigen und das langverhöhnte, langverfolgte, langbeunruhigte Volk der Katholiken wieder zur Ehre, zum Frieden und zur Ruhe gelangen lassen; und doch entschied die Vorsehung anders. Wer vermag ihre ewigen Rathschlüsse zu begreifen? Vieles liegt zwar jetzt nach achtzehn Jahren schon klar vor Aller Augen. Gott wollte die Fürsten und Völker züchtigen. Das Unglück der katholischen Schweiz sollte die Augen derselben öffnen.»[40]

Philipp Anton von Segesser, der in vielem im Widerspruch zur Siegwartschen Politik gestanden war, schreibt ein Jahr nach der Niederlage noch immer in völliger Katastrophenstimmung: «Du aber, o unglückliches, heldenmüthiges, gottergebenes Volk, verzage nicht in dem Leiden, das über dich gekommen ist!

[40] a.O. Bd. 3, S. 691.

Die Bäume der Knechtschaft erheben zwar ihr dürres Haupt in deinen Gemeinden, in deinen Haüsern ist Trauer; die Tage deiner Freiheit scheinen auf immer gezählt und deine alten lieben weiß und blauen Fahnen für immer gesenkt! Aber der Allmächtige, dem du vertraut hast in den Tagen des Kampfes, ist immer noch über dir; Er der die Lilien des Feldes kleidet und die Haare deines Hauptes zählt, wird dich in den Zeiten der Trübsal nicht verlassen. Er hat die blutigen Todeswunden deiner ermordeten Brüder gesehen und die Asche deiner Häuser und die Schmach deiner Kinder, und Er spricht: Mein ist die Rache!»[41]

Knapper, direkter äussert sich der junge Walter Zelger: «Schmach u. Schande, finanzieller Ruin, Unglück u Zerrüttung des Staates u einzelner Familien»[42]. In dieses Klima hinein, in diese Katastrophenstimmung müssen wir die Ereignisse von Stans und Buochs stellen. Hier erhalten sie erst ihre volle Dimension und Funktion. Und davon sei jetzt die Rede.

Ein enttäuschtes und erniedrigtes Volk, das sich in seinen Erwartungen vor allem auch durch eine schwache Führung geprellt fühlt, hat grundsätzlich *zwei Möglichkeiten zu reagiern:* entweder kommt es zur Einsicht, dass die Versprechungen und Zusicherungen seiner Führer hohle Worte gewesen sind, und sein Zorn wendet sich gegen sie, oder aber es entzieht sich der harten Realität und sucht einen Ausgleich nach innen, es kommt dann zu dem, was W.E. Mühlmann Eskapismus nennt [43]. Die Abrechnung mit den eigenen Führern und der eigenen Vergangenheit hat nach dem Sonderbundskrieg nur bedingt oder kaum stattgefunden, zumal in Nidwalden. Sie konnte es auch nicht, weil das Aufgabe der Identität bedeutet hätte. Gehörten doch die religiöse Grundstimmung, die Bereitschaft zur gläubigen Exaltation, deren sich die Anführer bedient hatten, die Überzeugung, dass Gottes Hilfe wirksam und verlässlich sei, zum Selbstverständnis der Innerschweizer Bevölkerung. Es war die Luft, in der man seit Jahrhunderten atmete, jede Fiber des eigenen Wesens war davon durchtränkt. Eine kritische Wertung des Vorgefallenen vom einfachen Mann zu verlangen, wäre unmöglich gewesen. Ich rede nicht von der geistigen Elite, die es auch in der Innerschweiz gab und die sehr wohl fähig war, die Ereignisse zu werten. Für den Mann aus dem Volk hätte das zum Zerwürfnis mit sich selbst, zur schweren innern Krise geführt. Dies war dadurch zu vermeiden, dass man das Geschehene nicht voll zur Kenntnis nahm, sondern vielmehr eine mirakulöse Wendung durch eine höhere Macht, durch das Eingreifen von Engeln und Heiligen erwartete, Dinge, die immer wieder von Geistlichen in Aussicht gestellt wurden. *Das* hätte eine gloriose Rechtfertigung gegenüber den Andersgläubigen und den politischen Feinden bedeutet, jenen Spöttern und Religionsverächtern. Dass diese Stimmung auch ausserhalb Nidwaldens anzu-

[41] a.O. S. 96.
[42] a.O. S. 45.
[43] Chiliasmus und Nativismus. Berlin 1961. S. 313 ff.

treffen war, belegt eine Notiz aus Ruswil im «Schweizerbote» vom 20. Juli 1848 [44]: «Vor einiger Zeit war an einem Abend auf dem Pilatus auf der Spitze des Esels ein Feuer zu sehen. Vermutlich haben es Reisende zu ihrer Belustigung angezündet. Ein hiesiger Bauer meinte nun, es sei dies ein vom Klosterteufel zu Stans prophezeites Zeichen am Himmel und bedeute die nahe Ankunft des Siegwarts mit den Österreichern. Er rief die ganze Nachbarschaft zusammen, um ihr dieses Wunder zu zeigen und zu erklären.»

Es lag also eine Erwartung in der Luft, verbunden mit der Bereitschaft, gierig auf solche Phänomene einzugehen, wo immer sie sich zeigten.

Schwester Delfine hat bei all ihrer Neigung zur Hysterie doch als *echtes Medium* fungiert. Sie war, natürlich unbewusst, Sprachrohr einer Volksgruppe. Sie hat im Trancezustand das ausgedrückt und in das allgemeine Bewusstsein gehoben, was die Leute fühlten, aber nicht aussprachen. Was so im Volksbewusstsein verdrängt war, fand durch sie einen Weg der innern Anpassung an eine neue politisch-religiöse Realität. Es ist also letztlich der *Versuch einer Selbstheilung* dieser Volksgruppe durch ein Medium, der Versuch, in der Krise einen Weg zu finden, der im Sinne der Tradition lag. Und so ganz abwegig ist der Gedanke nicht, in ihr und ihrer Funktion einen schwachen Abglanz jener antiken Institution des Orakels zu sehen, eines Orakels, zu dem man zieht, wenn man in schwieriger, fast aussichtsloser Situation steht [45].

Damit ist auch gesagt, dass im Verhalten und in den Aussagen Delfinens vieles wiederkehrt, was wir längst schon aus andern Fällen kennen [46]. Das liegt in der Natur solcher Erscheinungen. Mediale Personen sind selten schöpferisch, entwickeln kaum neue Ausdrucksweisen und -formen. Sinngemäss gilt das auch für die beiden andern angeführten Fälle.

Wir hätten es folglich mit einem dunklen Strom tradierter Vorstellungs- und Denkinhalte zu tun, der die geistige Welt der katholischen Innerschweizer durchzog, in jener seltsamen Mischung von kirchlicher und volkshafter Frömmigkeit. Darin wurden Symbole, Verhaltensweisen, Bilder, Prophezeiungen u.ä. durch die Generationen weitergereicht. Ich habe vor mir ein Flugblatt liegen mit dem Titel «Prophezeiung und letzte Wahrsagung von Niclaus von der Flue an einen eidgenössischen Priester und seine hinterlassenen Freunde gedruckt im Jahre 1712.» Wahrscheinlich um die Wende zum 20. Jahrhundert neu herausgegeben, enthält die Schrift ein kurioses Gemisch von prophetischen

[44] mitgeteilt von Laurentius Casutt, a.O. S. 13.

[45] Ich verdanke die Vertiefung dieser Erkenntnis den Gesprächen mit meinem Freund, dem Indologen Ernst Gogler, Basel.

[46] Ich verzichte hier auf eine bibliographische Auswahl der entsprechenden Literatur. Für den Exorzismus sei, stellvertretend für vieles, auf die Arbeit von Cécile Ernst-Allemann hingewiesen, Teufelaustreibungen. Die Praxis der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert. Bern-Stuttgart-Wien 1972.

Aussagen, deren Motive man immer wieder antrifft und die bis heute von einer unglaublichen Zählebigkeit sind [47].

Und damit wäre eigentlich die *Brücke zur Moderne* geschlagen. Ist das heute so anders geworden? Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist gerade die Gegenwart reich an paranormalen religiösen Phänomenen. Privatoffenbarungen und aussergewöhnliche religiöse Erscheinungen sind heute so zahlreich, dass man sie kaum mehr überblicken kann. Das geht vom echten medialen Erlebnis bis zum raffinierten Schwindel, der dazu angelegt ist, die Gläubigen zu verunsichern, ihre Ängste zu verstärken, sie demagogisch zu beeinflussen. Viele, vor allem gläubige Menschen, empfinden die Gegenwart als apokalyptisch. «Die Möglichkeit eines nahen Weltendes ist dem Bewusstsein volksfrommer Kreise keineswegs fremd. Visionär veranlagte Menschen, besonders ländlich-bäuerlicher Herkunft, erleben die Katastrophe in ihren Schauungen bereits in allem Detail. Das drohende Strafgericht gehört zum unverzichtbaren Bestandteil ihrer Gesichte und Eingebungen; von Heroldsbach bis zu den neuesten Marienerscheinungen hat es seinen Platz.» So schreibt Ebermut Rudolph, evangelischer Pfarrer, einer der Theologen der Gegenwart, die sich ernsthaft auch mit diesen Seiten der Volksfrömmigkeit befassen [48]. Es gibt heute wieder viele Visionen, in denen gewiss auch archetypische Elemente auftauchen. Nicht zu unterschätzen ist aber die Rolle einer *Tradition,* die sich in weiten Teilen des Volkes hartnäckig hält, jenseits aller offiziellen Theologie und Dogmatik. «Das Material eines grossen Teiles zeitgenössischer Schauungen, Privat- oder Neuoffenbarungen ist zählebiges Gedankengut aus vergangenen Epochen der Kirchen- und Theologiegeschichte, das, im Bewusstsein volksfrommer Kreise manifest geworden, sich dem Wandel theologischer Erkenntnis hartnäckig widersetzt und zu seiner Legitimierung der fortwährenden Bestätigung durch Neuoffenbarungen und Mirakel bedarf [49]. Rudolph spricht dabei von Regionen, die hier speziell empfänglich seien. Er weist auf die im «oberschwäbisch-alemannischen Gebiet besonders ausgeprägt zutage tretende Empfangsbereitschaft für übersinnliche Erscheinungen vieler Art» hin [50]. Daneben wäre etwa Südwesteuropa

[47] Die Grundhaltung ist eschatologisch, so wie sie weltweit in Krisen- und Notzeiten auftritt, ausmündend in eine chiliastische Heilserwartung. Vgl. dazu Guglielmo Guariglia, Prophetismus und Heilserwartungs-Bewegungen als völkerkundliches und religionsgeschichtliches Problem. Horn-Wien 1959. S. 28.

[48] Psychologie und Pathologie des Volksfrömmigkeit, in: Wiederentdeckung der Volksreligiösität, hg. von Jakob Baumgartner. Regensburg 1979. S. 132. Als Psychologe beschäftigt sich Gerd Schallenberg mit den neueren Visionen: Visionäre Erlebnisse im europäischen Sprachraum nach dem zweiten Weltkrieg, eine psycho-pathologische Untersuchung ihrer Strukturen. Diss. Bonn 1977. Wie schon im Titel erkennbar, wird hier vor allem das Pathologische hervorgehoben, ohne jedes Verständnis, naturgemäss, für Heilsgeschichtliches. Wertvoll ist die Arbeit aber auch durch die Zusammenstellung wichtiger Visionsinhalte.

[49] a.O. S. 133.

[50] a.O. S. 144.

zu nennen, mit seiner Fülle von Seherinnen, Stigmatisierten, mit Phänomenen von Levitation usw. Gemeinsam ist allen das Gefühl, in einer Zeit und Welt zu leben, die einem keine Geborgenheit bietet, die unverständlich wirkt, endzeitlich, mit einer übergrossen Gefährnis durch Technik und moderne Vernichtungsmittel. Nicht umsonst verbindet sich in solchen Visionen oft das grelle Licht des Atompilzes mit der strahlenden Wiederkehr des endzeitlichen Erlösers.

Es ist Zeit, dass wir uns zum Grundsätzlichen zurückfinden. Die Vorfälle rund um die Sonderbundskrise und der knappe Exkurs in die Gegenwart führen zu folgenden *Erkenntnissen,* die als Thesen verstanden seien und die durch weitere Untersuchungen zu sichern wären:

1. In Zeiten grosser äusserer und innerer Spannung häufen sich paranormale Erscheinungen im religiösen Leben, vor allem im Bereich der Volksfrömmigkeit. Das beruht auf der Rückkoppelung zweier komplementärer Faktoren: Beim gläubigen Menschen besteht eine erhöhte Bereitschaft, auf solche Phänomene einzugehen, sie kritiklos hinzunehmen, ihnen jenes Mass von Glaubwürdigkeit zuzubilligen, das in den andern Lebensbereichen kaum denkbar wäre. Auf der andern Seite aktiviert das Erwartungsklima latente mediale oder visionäre Begabungen, öffnet aber auch Tür und Tor dem betrügerischen Missbrauch.

2. Wenn die moderne Parapsychologie zur Erkenntnis gelangt ist, dass sich solche Phänomene beim Individuum vor allem in der Krise manifestieren, wie Pubertät, Menopause, schwerer Krankheit, Sterben, so stellen unsere Überlegungen eine Parallele für den gesellschaftlichen Bereich dar. Der Krisensituation im Individualleben entspricht hier die Krisis in der Gemeinschaft, in einem Volk. Die parapsychologische Literatur legt bisher den Akzent auf die individuelle Krisis.

3. Erscheinungen, Wunderberichte, Zukunftsvisionen haben eine regulierende Funktion im Seelenleben vieler Menschen. Sie ermöglichen es ihnen, die Ängste, wenn nicht zu bewältigen, so doch einzudämmen und erträglich zu machen. Diese Funktion hat auch der kritische Wissenschafter, sei er Theologe oder Volkskundler, zur Kenntnis zu nehmen.

5. Die paranormalen Phänomen sind Durchbrüche aus dem Unbewussten, die sich als abnorme Bewusstseinzustände manifestieren. Die dabei verwendete Formensprache ist traditionsgebunden. Es sind die gleichen Bilder, Symbole, Verhaltensweisen, die immer wieder auftauchen und verwendet werden. Im katholischen Bereich gehören dazu die Stigmen, der Kontakt mit den Armen Seelen, die Satanisierung, die Besessenheit, visionäre Bildinhalte vom astralen Symbol bis zu den Drei Eidgenossen in der Schweizer Version. Wir kennen zwar die Vokabeln dieser Formensprache recht gut, viel schlechter aber bereits deren Syntax. Mit andern Worten: wir sind mangelhaft über die Zusammenhänge in diesem Traditionsgewebe unterrichtet. Die «Weltanschauung», die hinter dieser Volksreligiosität steht, entzieht sich uns weitgehend. Hier liegt

wohl ein wichtiges Forschungsanliegen für die religiöse Volkskunde. Handelt es sich dabei doch um Konstanten und Agentien der Geschichte, die genauso wirksam sind wie andere Faktoren, die offener zutage treten. Sie sind unterschwellig immer präsent und können jederzeit aktualisiert werden, wenn es die äussern Umstände verlangen. Auch sie gehören zur Geschichtswirklichkeit des Volkes, jener bescheidenen alltäglichen Wirklichkeit, die den «offiziellen» Ablauf des geschichtlichen Daseins unterströmt, mitträgt und mitgestaltet. Ich schliesse mit den Worten Victor Conzemius: «Die Kirchengeschichtsschreibung ist darauf fixiert, vorwiegend Theologie- und Klerusgeschichte zu betreiben; dadurch erschwert sie ihre Integration in die allgemeine Geschichtsforschung. Sie verhindert eine Einsicht, die es besonders im deutschen Sprachgebiet schwer hat, sich in den allgemeinen Geschichtsdarstellungen durchzusetzen, nämlich dass das religiöse Phänomen auch in säkularisierter Gesellschaft wichtiges Antriebsmotiv menschlichen Handelns oder menschlicher Grundeinstellung gegenüber den meisten Lebensbereichen ist. Es ist in einer anderen Schicht angesiedelt, die aber deshalb nicht weniger forschungswürdig ist als politische, juristische, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen.»[51]

Anhang:

Kleiner Exkurs über das «Sonderbunds-Trauma»

Die Frage, ob der Sonderbund bei der unterlegenen katholischen Bevölkerung der Innerschweiz ein Trauma hinterliess und wie dieses im Laufe der Jahrzehnte bewältigt wurde, ist von der Forschung nie direkt angegangen und dargestellt worden. Ich glaube (auch auf Grund eigener Familienüberlieferungen), dass dieses Trauma bestanden und lange nachgewirkt hat, nicht zuletzt auch im Gang der Schweizer Katholiken ins Ghetto (von dem Victor Conzemius spricht). Es hat nicht an Versuchen der politischen Elite gefehlt, dieses traumatische Erlebnis bei der Bevölkerung abzubauen, ein neues Bewusstsein des Eigenwerts zu schaffen. Besonders erkennbar ist dieses Bestreben im Kanton Schwyz. Einen Versuch, übrigens einen grossartigen, das kulturelle und politische Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden, bilden dort die Japanesen, die originellste Spielgemeinschaft des 19. Jahrhunderts in der Schweiz[52]. Es ist typisch, dass auch hier der Weg ins Land der Narren führt, in die Utopie, und dass das tief politische Wesen der Schwyzer, durch die Ereignisse von 1847/48

[51] 150 Jahre Diözese Basel. Weg einer Ortskirche aus dem «Getto» zur Oekumene. Basel und Stuttgart 1979. S. 49.

[52] 1863 gaben sich die «Brüder vom tollen Leben» in der Gesellschaft «Die Japanesen» eine feste Organisation. Oskar Eberle, Die Japanesenspiele in Schwyz. VII. Jahrbuch der Gesellschaft für schweiz. Theaterkultur 1935. S. 6. Den Hinweis auf die Japanesen im Zusammenhang mit der Traumabewältigung verdanke ich, nebst weiteren Angaben zur Sache, Dr. Paul Kamer, Zürich.

getroffen, sich im fiktiven exotischen Kaiserstaat einen Ausgleich schuf. Etwas kühn könnte man formulieren, dass die Schwyzer auf diese Weise einen «Sonderbund» weiterführten, eben mit fernöstlichen Potentaten. Durch das Verspotten und Verlachen der eigenen Schwächen und der der Nachbarn gewann man schliesslich die nötige Distanz, das erneute innere Gleichgewicht, um mit wiedergewonnener Sicherheit im Bund auftreten zu können. Die Krönung dieser Bestrebungen bildete die Sechshundertjahrfeier von 1891 in Schwyz. Oskar Eberle, der die Japanesenspiele in Schwyz monographisch dargestellt hat, scheint diese staatspolitische Funktion der Narrenspiele erkannt zu haben. Er schreibt: «Und der Mann, der vor und nach dem Sonderbund die Seele der schwyzerischen Regierung war, der mit diplomatischem Geschick all die Fäden wieder aufgriff, die die temperamentvollen Schwyzer Regierungsräte hatten fallen lassen, der die schwyzerischen Eigenbrötler zu neuen Eidgenossen erzog: er (Ambros Eberle) war der Mann, der Fastnachtsspiele zu schreiben nicht unter seiner Würde hielt, sondern durch ihre Spottlust und ihren Ernst dem letzten und zagsten Mann im Land das alte Selbstbewusstsein wieder gab, das sich im Bundesspiel nicht kunstvoll zwar, aber herzhaft und überzeugt wieder äussern durfte, dass jeder fühlte, nicht nur ein Schwyzer oder Zürcher, sondern ein ganzer Eidgenosse zu sein.»[53]

[53] a.O. S. 52.